

## **Terms and Conditions**

The Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

### Imprint:

Director: Mag. Renate Plöchl

Deputy director: Mag. Julian Sagmeister

Owner of medium: Oberösterreichische Landesbibliothek

Publisher: Oberösterreichische Landesbibliothek, 4021 Linz, Schillerplatz 2

### Contact:

Email: [landesbibliothek\(at\)ooe.gv.at](mailto:landesbibliothek(at)ooe.gv.at)

Telephone: +43(732) 7720-53100

war einer jener Orte, die ihre altherwürdige Geschichte, ihre kunstvollen Bauten vergangener Zeiten uns Landfremden teuer machen. So lieb, daß wir mit ihren Bewohnern fast einen körperlichen Schmerz empfinden, wenn nutzlose Fliegerangriffe sie mehr und mehr verwüsten und verunstalten. Unser Quartier, das Haus eines geflüchteten Bürgers, lag in dem vornehmen Viertel der Stadt, in dem sich die Beamten und wohlhabenden Bürger angesiedelt hatten. Neben uns wohnte die Familie des Sparassendirektors Barin. Er war beim Einmarsch der Deutschen pflichtgemäß mit den ihm anvertrauten Geldern den abziehenden Franzosen gefolgt und 1915 in Lyon plötzlich gestorben, ohne die Seinen wiedergesehen zu haben. Seine Gattin und sein einziges Kind — „René, 15 Jahre alt“ nannte ihn die Hausliste an der Tür — bewohnten mit einer alten Haushälterin das Grundstück.

Unsere Beziehungen zum Hause Barin knüpften sich auf eigentümliche Weise an. Wie manche französische Stadt kannte unser Ort den Luxus einer Wasserleitung nicht. Wir waren auf eine der entsetzlichen „pompes“ angewiesen, deren sich jeder Kamerad wohl mit Grausen noch in seinem grauen Alter entsinnen wird. Wie die meisten ihrer Schwestern weigerte sich auch unsere „pompe“ eines schönen Tages, für die „boches“ zu arbeiten, und da uns nicht gelüstete, das nötige Wasser wer weiß woher zu holen, erbaten wir uns von Madame Barin die Erlaubnis, ihre „pompe“ zu benutzen. Unsere Bitte ward mit der kühlen Höflichkeit der gebildeten „occupés“ gewährt. Damit schien alles weitere erledigt zu sein. Wir tauschten mit den Hausbewohnern kühle, höfliche Grüße. Das war alles. Bis wir eines Tages dazukamen, wie sich zwischen einem Landstürmer, der nicht Französisch verstand, und der Haushälterin, die kein Deutsch konnte, eine heftige, aber natürlich zwecklose Auseinandersetzung über die Reinigung des Straßensüdes vor dem Hause Barin entspann. Ich vermittelte zwischen den Parteien, und am folgenden Abend dankte mir Madame Barin und bat mich zu einer Tasse Kaffee in ihre Wohnung.

Ich fand in ihr eine jener Französinen, die wir in Deutschland meist nicht kennen: eine Dame von ausgezeichneter Bildung, vollendeten Umgangsformen, die durchaus nichts von dem „Leichtsinn“ aufweisen, den der den Französinen nachsagt, der nur die „fleurs du trottoir“ in Paris kennen gelernt hat. Wir plauderten von französischer Literatur, von den Kunstdenkmälern der Stadt. Den Krieg berührten wir wie auf Verabredung beide nicht. Ich hatte beim Weggehen das Gefühl, das Haus einer altbekannten Familie zu verlassen, und Madame Barin unterließ nicht, mir anzudeuten, daß ich jederzeit bei ihr willkommen sein würde.

Tatsächlich verkehrte ich allmählich häufiger in dem Hause. Unsere Unterhaltung vermied immer den Punkt, der sie hätte unerfreulich gestalten können: den Krieg und die Politik. Es herrschte bald zwischen uns das angenehme Einvernehmen, das sich zwischen Leuten gleicher Kreise

und Bildungsstufen entwickelt, wenn sie etwa die gleichen Interessen haben. Aber sonderbarerweise bestanden diese Beziehungen nicht mit dem Sohne des Hauses. Ich muß sagen, daß gerade er mich veranlaßt hatte, das Haus Barin näher kennen zu lernen. Ich war gespannt, die Denkart eines jungen Franzosen während des Krieges kennen zu lernen. Aber ich ward enttäuscht. Wenn ich mit Madame mein Stündchen verplauderte — meist abends zwischen sieben und acht Uhr — saß René am Tische. Sein regelmäßiges, etwas blaßes Gesicht mit der schmalen, leichtgeschwungenen Nase und den großen, dunklen Augen sah mich aufmerksam an. Sein volles, dunkelblondes Haar war zur Seite gestrichen: alles in allem ein hübscher Bursche, offenbar auch flug und ähnlich interessiert wie seine Mutter — die Augen konnten keinem Durchschnittsmenschen gehören — aber René war eine Art steinerner Gast. Außer ein paar Höflichkeitsworten, ein paar Antworten auf unmittlere

Fragen seiner Mutter ließ er kein Wort hören. Ich ward das peinliche Gefühl nicht los, als betrachte er mich immer und immer als den Eindringling, den Fremden, den Feind seines Vaterlandes vor allem.

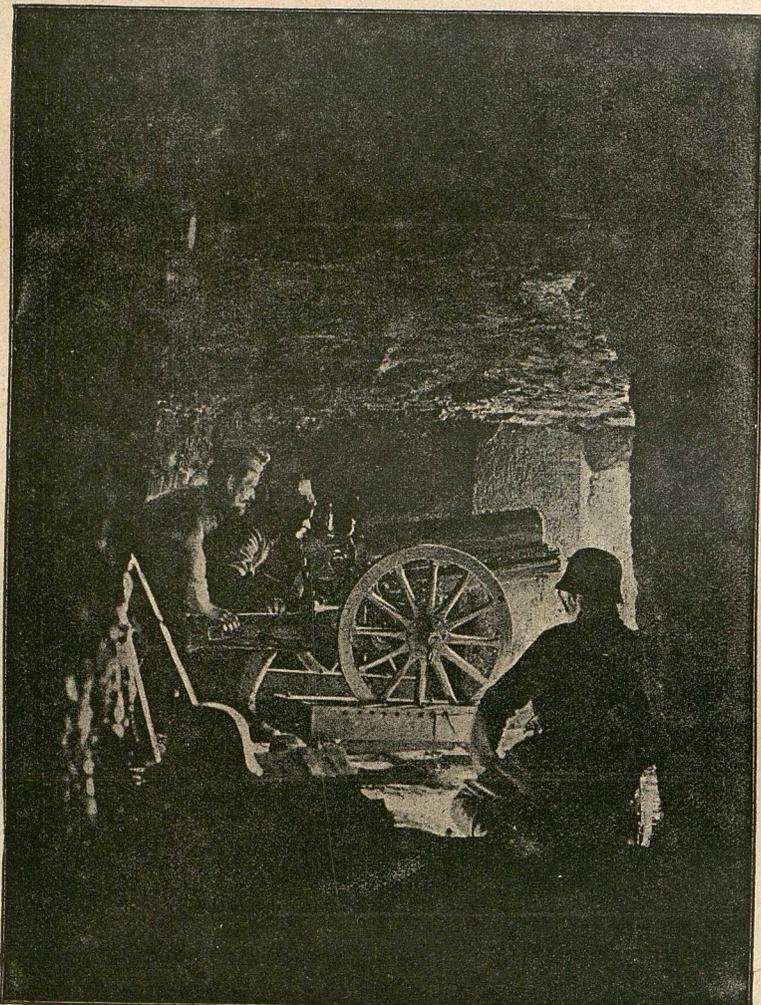
So war es wohl auch. René war ein glühender Patriot. Das machte ihn in meinen Augen nur schätzenswert, denn wer sein Vaterland nicht liebt — und doppelt, wenn es unglücklich ist — der ist verächtlich. Bei einer Gelegenheit sollte ich seine Denkweise erfahren. Es war in den ersten Frühlingstagen. Am Mittage — am helllichten Tage! — hatten feindliche Flieger über dem Orte Bomben abgeworfen und richtig einen harmlosen französischen Bürger zur Strecke gebracht.

Unser Gespräch berührte am Abend diesen Vorfall, und ich gebrachte hierbei die Wendung, das Schicksal des Mannes sei besonders beklagenswert, weil er von seinen Mitbürgern, seinen „compatriotes“, getötet worden sei.

René sah mich fast zornig an und sagte: „Nein, mein Herr! Das waren keine Franzosen. Die Franzosen beschießen ihre Städte nicht. Vielleicht Engländer. Aber nicht Franzosen —“

Das sprach er mit einem solchen Nachdrucke, so feurig und überzeugt, daß ich es vermied, weiter darauf einzugehen. Wozu auch? Und dem Burschen hätte ich weh getan, wenn ich seine Landsleute des Angriffs beschuldigt hätte. Das war übrigens das einzige Mal, daß sich an unsere Gespräche von Fliegerangriffen solche Erörterungen knüpften. Später sprachen wir einfach von den Opfern, ohne die Schuldfrage zu berühren. Leider sollten sich in den nächsten Wochen unsere Unterhaltungen vorzüglich diesen Vorfällen zuwenden, denn die Fliegerangriffe mehrten sich in ungeahnter Weise. Allmählich erschienen die „Vögel Frankreichs“ — oder Englands — über der armen Stadt und luden ihre Unheilsfracht ab. Gott weiß, was sie in unserem harmlosen Orte suchten. Vielleicht lockte sie die betriebsame Marmeladefabrik am Bahnhof, in der sie irgend einen Rüstungsbetrieb argwöhnten.

Der Erfolg war augenscheinlich: eine ganze Reihe



Phot. Bildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.  
Österreichisch-ungarische Geschützstellung an der Front gegen Italien.